

S I M O N V I T H

SAGENHAFT

Auf der Suche nach dem Phänomen „schaffa“ finden sich
schaug-dunkle, magisch-wundersame und sozialhistorisch-
aufschlussreiche Geschichten und Bilder.

N 05



Sagenhafte Hefte

Es war eines Abends vor vielen Jahren in einer Hütte eines Freundes in Übersaxen. Wir hatten im eiskalten Brunnen gebadet, Feuer gemacht, gegessen und getrunken, den Blick auf die Lichter im Tal genossen und uns schließlich auf ein letztes Bier in die Stube der Hütte zurückgezogen. An den Tisch mit der Eckbank. Jemand hatte ein Buch aus dem Regal über der Bank gezogen, eine Ausgabe der Beitl/Vonbun'schen Sammlung der Sagen Vorarlbergs und hatte begonnen, daraus vorzulesen, während die anderen das Gehörte pantomimisch darzustellen versuchten. Wir waren dunkle Förster, alte Frauen, Pferde, Schatten und Nachtvölk, arme Seelen und reiche Bauern, Geister, weit entlegene Landesteile, Berge, Naturgewalten, Teufel und Drachen. Der Abend belebte unser Interesse für die alten Sagen neu und bald war die Idee geboren, Künstler um ihre Sicht auf die teils skurrilen, teils absurdem, manchmal nah, manchmal fern liegenden Erzählungen zu bitten. Das Ergebnis halten Sie in Händen. Dank gilt dem ORF Vorarlberg, Wolfgang Morscher von der Universität Innsbruck, Matthias Beitl vom Völkerkundemuseum Wien und natürlich den Künstlerinnen und Künstlern. Vor allem aber Susanne Fink, Stefan Amann und Martin Hartmann, ohne die es die Sagenhaften Hefte nicht gäbe - sie sind die Beitl/Vonbuns der Kunst-Sagen. Vielleicht werden dereinst unsere Kinder im Regal über der Eckbank nach den neuen Sammlungen greifen.

Carina Jielg, Kuratorin

schaffa!

Schaffa!

Harte Arbeit lohnt sich. Irgendwo tief in meinem Hinterkopf ist dieser Satz verankert. Die Statistik widerspricht dieser Weisheit, insofern mit sich lohnen eine finanzielle Entlohnung gemeint ist. Die reichsten 5% aller österreichischen Haushalte besitzen beinahe die Hälfte des gesamten privaten Vermögens.¹ Bedeutet das, dass diese 5% am meisten oder am härtesten arbeiten? Oder deutet das darauf hin, dass Reichtum in Österreich vorwiegend vererbt und nicht erarbeitet wird? Vielleicht sollte es heißen: Reich sein lohnt sich. Aus globaler Perspektive betrachtet, sieht das Verhältnis zwischen Arbeit und Reichtum deutlich unausgeglichen aus. Wenn man etwa das Entstehen von Gewinnen in der Finanzbranche beobachtet, so scheint sich das Geld dort eher von Geister- als von Menschenhand zu vermehren.

In Vorarlberg hat Arbeit allerdings immer noch einen speziellen Stellenwert. Schaffa dient nicht allein dem Erwerb von Geld, schaffa ist auch eine moralische Instanz. Welche Tätigkeiten fallen in diesen Bereich? Sind es die, wodurch ein konkretes Produkt erzeugt wird – jene, die ein inneres schöpferisches Bedürfnis befriedigen? Oder zeichnet sich schaffa dadurch aus, dass man dabei ins Schwitzen kommt? Schaffa kann alles Mögliche bedeuten, meistens ist damit aber körperliche Arbeit gemeint. Ironischerweise ist das genau jene Arbeit, die am gegenwärtigen Arbeitsmarkt in den Bereich des Niedriglohns fällt.

Inwiefern ist die Einstellung der Vorarlberger und Vorarlbergerinnen zur körperlichen Arbeit kulturhistorisch begründet? Dieser Frage gehe ich anhand der Sagenwelt Vorarlbergs auf künstlerische Weise nach. Anmerkungen zu historischen Hintergründen der Sagen können am Ende dieses Heftes gelesen werden. Nicht unwesentlich ist auch der Kontext, in dem die Sagenbände entstanden sind. Darauf werde ich im Folgenden eingehen: Im Jahr 1847 veröffentlichte der aus Nüziders stammende dreundzwanzigjährige Medizinstudent Franz Josef Vonbun den Band Volkssagen aus Vorarlberg. Vonbun war durch ganz

Vorarlberg gezogen und hatte mündlich überlieferte Geschichten der bäuerlichen Bevölkerung gesammelt. Der junge Student war mit seinem Interesse für Volkstum ganz im Geist der deutschen Romantik. Er verehrte Novalis und stand in brieflichen Kontakt zu den Brüdern Grimm.

In der Germanistik endet die Epoche der Romantik mit dem Jahr 1848, dem Jahr der gescheiterten Revolutionen, ein Jahr nach Erscheinen der Volkssagen aus Vorarlberg. Europa hatte sich durch die Industrialisierung und neue politische Ideen radikal verändert. Die meisten Romantiker hatten diese Entwicklungen ignoriert und flüchteten sich in eine verklärte vorindustrielle Zeit bäuerlicher Idyllen. Hinzu kam der Wunsch, im Sinne des aufkeimenden Nationalismus die „Volksseele“, die Kultur und Geschichte einer scheinbar in sich abgeschlossenen Gesellschaft zu erforschen. Franz Josef Vonbun entsprach mit seiner Sammlung von Vorarlberger Volkssagen genau jenem europaweiten Zeitgeist. Liest man die von ihm verschriftlichten Sagen, so scheinen sie einer archaischen Welt des Vorarlberger Bauerntums zu entstammen. Als hätte sich diese vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert in keiner Weise verändert. Tatsächlich aber befand sich das Vorarlberg des 19. Jahrhundert in gewaltigen Umbrüchen. Hatten sich schon Mitte des 18. Jahrhunderts protoindustrielle Strukturen der Heimarbeit entwickelt, so errichteten bereits 1819 die Unternehmer Ganahl, Getzner und Mutter eine mechanische Spinnerei bei Bludenz.² Am Ende desselben Jahrhunderts war Vorarlberg nach Niederösterreich inklusive Wien die höchstindustrialisierte Region der Habsburgermonarchie.³ Von all dem ist in der Sagenwelt Franz Josef Vonbuns nichts zu finden. Der zweite große Band Vorarlberger Sagen erschien 1953 unter dem Titel *Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg*. Der Autor Richard Beitl sah sich selbst in den Fußstapfen seines Vorbildes Vonbun, dessen Sagenband er mehrmals neu auflegte. Der 1900 in Schruns geborene Richard Beitl hatte 1933 an der Universität Berlin in Volkskunde habilitiert und war dort in den folgenden Jahren als Dozent tätig. Er war zwar nie Mitglied der NSDAP, eine

Nähe zum Nationalsozialismus wurde ihm aber immer wieder von Kritikern vorgeworfen.⁴ Bei der Lektüre der beiden Sagenbände sticht ins Auge, dass bei Vonbun keine Juden als Protagonisten erscheinen, bei Beitl aber immer wieder, meist in der Gestalt des „Ewigen Juden“. Besonders haarsträubend wirkt aus heutiger Sicht jene Sage, in der zwei Juden einen Hirtenbuben von einer Alp entführen, um sein „Christenblut“ zu trinken.⁵ Für Michael Simon und Bernd Rieken, die Beitls Habilitationsschrift 2007 neu herausgegeben haben, weicht Beitls Zugang der Volkskunde stark vom nationalsozialistischen Gedankengut ab.⁶ Sie weisen darauf hin, dass Beitl eben nicht jenen Impetus der Volkskunde habe, das vermeintlich Gute und Echte zu konservieren. Seine Arbeit betrachte Mythen vielmehr aus psychologischer Sicht und konzentriere sich auf den Wandel der dämonischen Wesen parallel zu einer sich verändernden Gesellschaft, was ihn zu einem modernen und kritischen Autor mache.⁷ Tatsächlich scheinen bei Beitl im Gegensatz zu Vonbun immer wieder Elemente einer modernen Welt durch. Da tauchen neben dem klassischen Motiv des Vorarlberger Bergbauern auch Fabrikarbeiterinnen auf. Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, dass die beiden Sagenbände im Abstand von mehr als hundert Jahren geschrieben wurden. Die Menschen, die ihre Sagen Vonbun erzählten, meinten mit Früher die Zeit vor 1800, bei Beitl war dieses Früher die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Bei aufmerksamem Lesen beider Sagenbände erschließt sich nichtsdestotrotz ein Sittenbild der Vorarlberger und Vorarlbergerinnen und ihrem Verhältnis zum Schaffa. Auch scheint trotz intendierter Romantisierung immer wieder durch, dass Vorarlberg nie so etwas wie eine einheitliche, in sich abgeschlossene Gesellschaft und Kultur hatte. Auch in den vergangenen Jahrhunderten gab es ein beständiges Aus- und Einwandern, meist in Form von Arbeitsmigration. Im heutigen Diskurs würde man von Wirtschaftsflüchtlingen sprechen.

Simon Vith

Der Damüller klagt. „Wir wohnen sieben Stunden hinter Gotterbarm, und der Ort heißt Elend.“ In alter Zeit aber war es ganz anders; das Klima war mild und der Boden fruchtbar. Das beweist eine vor nicht gar langer Zeit abgebrochene Dreschtenne. Heute will nicht einmal mehr in den niederen, noch bewohnten Höfen oder Heimaten Gerste oder eine andere Kornart gedeihen. Die Sage geht, daß selbst am hohen Trista über Uga Weinreben gepflanzt worden seien, während jetzt ihn eine rauhe Alp umgibt. In der Bergalp heißt ein Platz „Bim Würthhus“, weil dort ein Wirtshaus gestanden haben soll, von dem man noch Überbleibsel sieht. Allenthalben im Lande wurde ehedem weit in das Hochgebirge hinauf Getreide gebaut. Damals hat jeder Kornhalm drei, vier und noch mehr Ahren getragen, und zwar so volle, daß sie bis auf den Boden hingen. Damals freilich hat man von einer Teuerung nichts gewußt, und Leute und Vögel hatten genug zu essen und zu picken. Aber die Menschen sind mit der schönen Gabe Gottes nicht ordentlich umgegangen. Da streute ein Knecht mit Ahrenbüscheln dem Vieh, dort fachte eine Magd damit Feuer an, und Drescher und Müller verschütteten und verzetteten die Körner starweise. Das Gebaren ist dem guten Vater im Himmel schließlich zu arg geworden. Er ging und machte, daß von derselben Zeit an ein jeder Halm nur eine einzige Ahre trug. Und seither ist Teuerung in das Land gekommen und sind Kornschulden angewachsen.



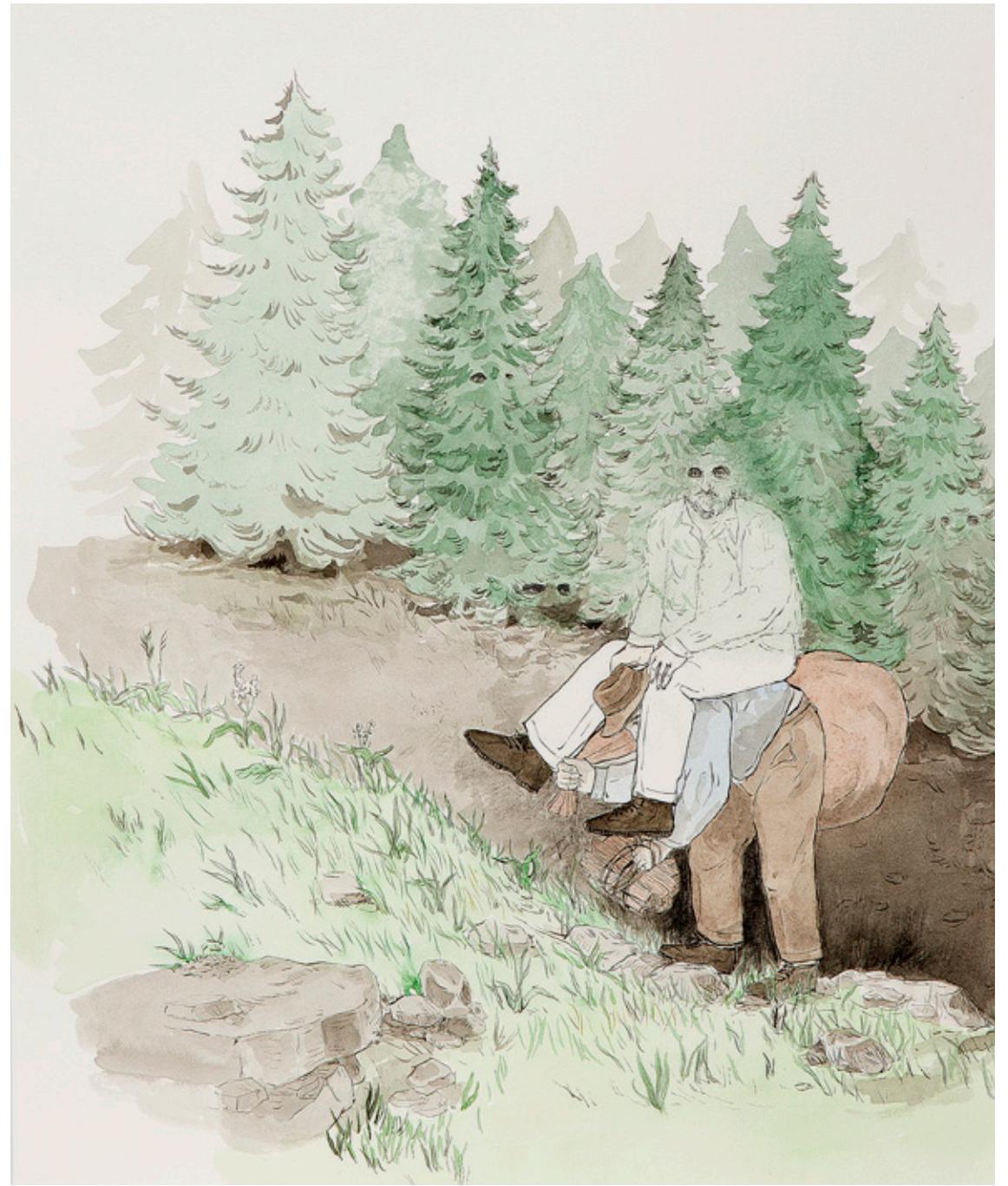
Das Goldene Zeitalter



Einmal zogen Gaschurner einen Brückenbaum hinaus. Bei „Lärcha Hans“ vermochten sie ihn aber nicht mehr weiterzubringen und einer von ihnen wollte eben Leute zur Hilfe holen. Da kam die Stasi hinzu und sagte: „As zücht a Lus a Hor, i will-ni o a bitz hälfä, aber ich bin o nüt notz!“ Sie nahm ein Seil und zog, da ging es ohne Anstand.

Stasi zieht

Ein großer Mann mit groben Schuhen ist auch mengsmal in der Gafrescha gewesen, der hat den Leuten, wenn sie von Vandans gen Tschagguns durch die Gafrescha hinauf sind und etwas zu tragen gehabt haben, die Last so schwer gemacht, daß sie fast nimmer haben gehen mögen, und daß ihnen schlecht geworden ist. Es sei auch vorgekommen, daß sie auf ein paar Tage krank worden seien und Ruda ums Maul bekommen haben. Auch ist es geschehen, daß der Butz selbst aufgehockt ist; man hat ihn dann nicht gesehen, nur gemerkt, weil er furchtbar schwer gewesen ist. Wenn man aber zum oberen Koppele heraufkam, hat der Butz allweg abspringen müssen und es ist auf einmal wieder leichter geworden.



Im Gafrescha

Es ist kein Wunder, daß man früher besser gehütet hat als jetzt. Die Knechte und Mägde haben auch minder gekostet als heutigstags, und Hirten hat man an manchem Ort gar keine gebraucht. Die wilden Leute haben einem das Vieh gehütet und keinen Kreuzer dafür genommen. So haben sie am Bürstigg droben viel Jahr einen Hirten gehabt fast umsonst. All Jahr ist aus den Wänden herab, man weiß nicht woher, ein Männle gekommen bis nah zu den Häusern, man hat ihm die Kühe nur gebraucht entgegenzutreiben ein Stücklein hinaus, da ist es mit ihnen auf die Weide gefahren einen Tag in den anderen und hat sie jeden Abend wieder eingetrieben wie ein angestellter Hirt, schön und ordentlich, und das Vieh ist versorgt gewesen um und um, und die Kühe haben wohl Milch gegeben, und solang das wild Männle gehütet hat, ist nie eine erfallen, und das wild Männle hat sie dabei manchmal hinaufgehen lassen, daß unsereinem gegrauset hat und man gemeint hat, sie müßten aus der Haut fallen. Und für die ganze Müh und Arbeit hat man dem wilden Männle gar nichts zu geben brauchen, nur gegen Abend haben ihm die Weiber auf der Rod herum ein Stücklein Käs und Brot und ein bißchen Butter so auf einen großen Stein außer den Häusern draußen hingelegt; das ist allemal am andern Tag fort gewesen. Einmal im Herbst, wie das wild Männle wieder so gut gehütet gehabt hat, sind die Bauern rätig geworden, sie müßten dem Männle doch auch etwas geben, sonst könnte es etwa das ander Jahr nicht mehr kommen, und haben ihm Hääß mit einem roten Kaputrock machen lassen und haben ihm das Zeug zu Micheli auf den Stein gelegt, wo es sonst immer das Essen weggenommen hat. Am Abend hat das Männle wie allweg die Kühe heimgetrieben. Wie es das Hääß gesehen hat, hat es das genommen und hat es angelegt, und wie es das angehabt hat – ein Bauer und sein Weib haben das von einem Schärm in der Nähe so ausspekuliert – da hat das wilde Männle auf allen Seiten über sich abhin geschaut und hat gesagt: „Hübscha Ma, weeha Ma, nömma hüeta cha.“ Und im nächsten Frühling ist das Männle ausgeblieben und hat sich auch später nie mehr sehen lassen.



Das wild Männle

Ein schwäbischer Bauer, welcher einen Hirten brauchte, fuhr auf den Markt von Ravensburg, wohin alljährlich im Frühling Kinder armer Leute aus den Tälern Tirols und Vorarlbergs gebracht werden, um sich im Schwabenlande den Sommer über als Hirten zu verdingen. Er fragte so ein Büblein, das ihm besonders gut gefiel, was er verlange bis zum Herbst für's Hüten. Das Bregenzerwälder Büblein antwortete: „Jo, zehe Gulde und a Paar Schueh.“ Dem Bauer war's recht und er nahm den Hirten auf seinem Fuhrwerk mit nach Hause. Dieser hüttete nun das Vieh seines Dienstgebers und half auch sonst bei der Arbeit fleißig mit. Als der Herbst heranrückte, wollte das Büblein aber nicht nach Hause zurückkehren, denn seine Mutter sei sehr arm und könne es nicht erhalten. „Mir ist's recht, wenn Du auch den Winter über bei mir bleibst“, sagte der Bauer, „ich gebe Dir dafür ein neues Gewand; aber in die Schule wirst im Winter auch gehen müssen.“ Von der Schule wollte jedoch der Bub nichts wissen, er arbeite lieber den ganzen Tag. „Wenn's ohne die Schul' geht, ist's mir auch recht“, meinte der Bauer.

Bald aber kam der Lehrer des Ortes zum Bauer und verlangte, daß der Bub die Schule besuche, „I gang nit i d' Schuel', was Ihr wissed, woäß i ou“, sagte dieser zum Lehrer. Nun fragte ihn der Lehrer über alles aus, was in der Schule den Kindern gelehrt wird, und der Bub blieb zum größten Erstaunen des Schulmeisters keine Antwort schuldig. Als dies der Herr Pfarrer erfuhr, ließ er das gescheite Büblein zu sich kommen und riet ihm dringend, er solle studieren, die Kosten werde er schon selbst für ihn bestreiten. Der Bub aber sagte, er wolle lieber arbeiten als studieren. Im weiteren Verlaufe der Unterredung fragte ihn der Pfarrer, wie viele Schafe er zu hüten habe. Der Hirtenbub antwortete: „Noch amol so viel als d' Hälfte so viel als der dritte Teil und eins, dann sind's hundert.“ Der Pfarrer brachte sogleich nicht heraus, wie viele Schafe er damit meinte, und da sagte der Bub: „Seahed er? so viel ihr wissed, woäß i ou; i bruch nit studire.“



Das kluge Hirtenbüblein

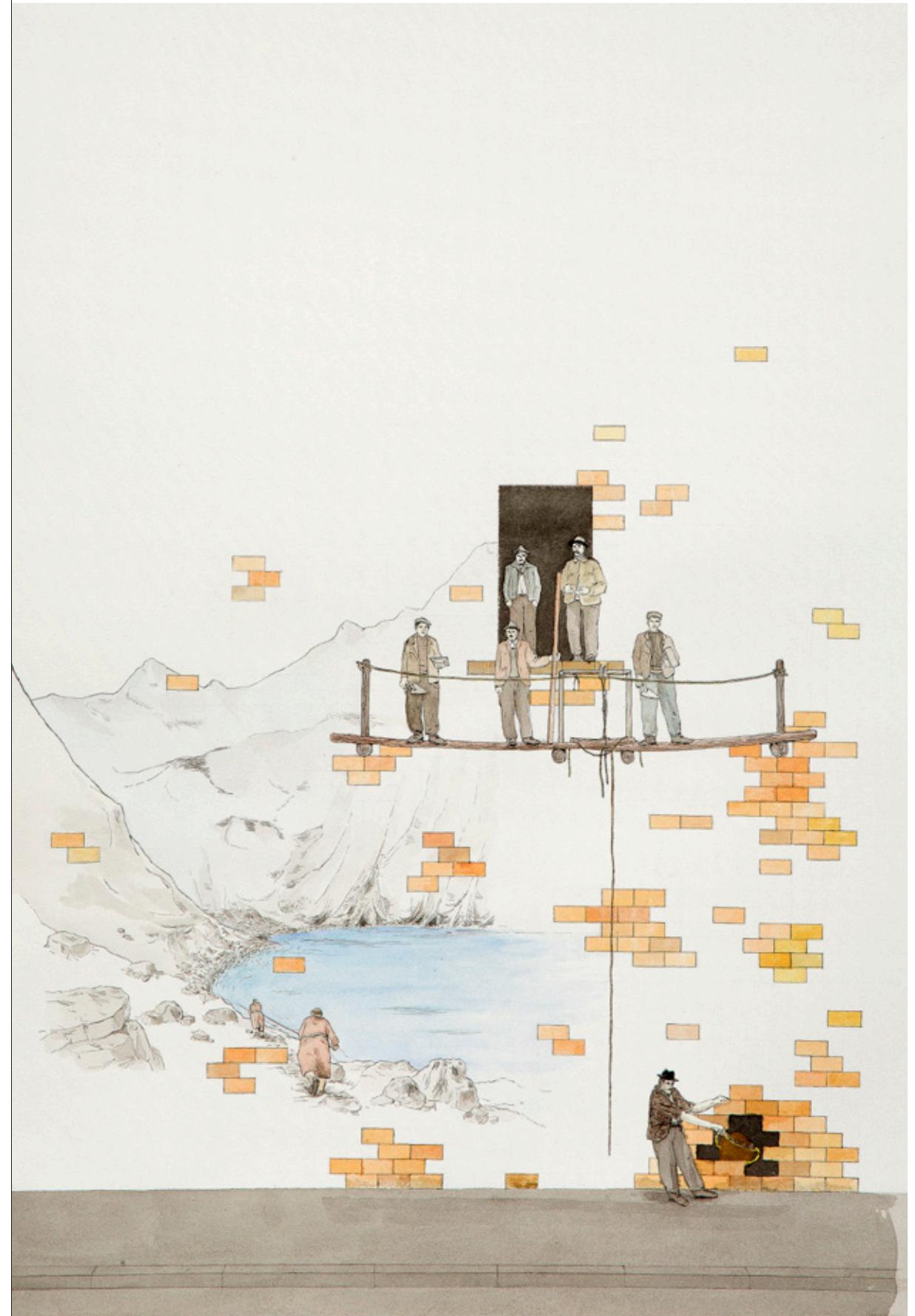
Fremdl er heißen im Bregenzerwald die Leute, die in der Fremde auf Verdienst gehen. Ein solcher ist wegen dem guten Essen bei einer Hexe in der Kost geblieben. Die hat einmal gesagt, jetzt wolle sie ihm von daheim sehen lassen, was er wolle, er solle es bloß sagen. Da hat er gesagt, morgen am Morgen um viere möchte er sehen, was sein Mensch daheim tue. So soll er nur tun, hat die Hexe gesagt. Und am Tag drauf hat sie ihn geheißen, durch ein Loch in der Stubentür hinausschauen. Er schaut und sieht richtig seinen Schatz im blößigen Hemd am Rührkübel stehen und treiben wie verrückt. Er hat nur Tag und Stund gemerkt, und im Herbst, als er daheim zu ihr auf den Strich ist, hat er den ganzen Hergang erzählt. Die Motel ist verrotet und hat gesagt, die Sach sei nicht ohne; viel und vielmal schon habe sie im Hemd gerührt. Wenn man zu Nacht spät ins Bett komme, so sei man morgen um viere noch faul. Gegen das Faulsein aber sei das Frieren gut. Wenn es einen recht friere, dann denke man lieber ans Schaffen als ans Schlafen, und grad wegen dem sei sie, wenn sie allein gewesen sei, im Hemd an die Arbeit gegangen.



Der Fremdl er aus Au

In dem Hause im Grüth am Wege von Tschagguns nach Schruns, wo der Sander hauste, wohnte ein Mann, den man den Goldsknopf nannte. Er hat als Maurer in Frankreich einmal einen Hafen mit Gold gefunden, den Schatz behalten und dann in seiner Heimat in Saus und Braus gelebt. Nach seinem Tode aber mußte er butzen und tat so wüst im Haus, daß man es nicht mehr aushalten konnte. Endlich fanden sich zwei Kapuziner, die es übernahmen, ihn in den Lünersee zu bannen. Die Großmutter Marianne Keßler hat es von Leuten gehört, die es selbst als Kinder gesehen hatten: ein Kapuziner ging voraus, an einem straff gespannten Strick ziehend, der andere hintendrein, beide lesend und schwitzend.

Der Goldsknopf

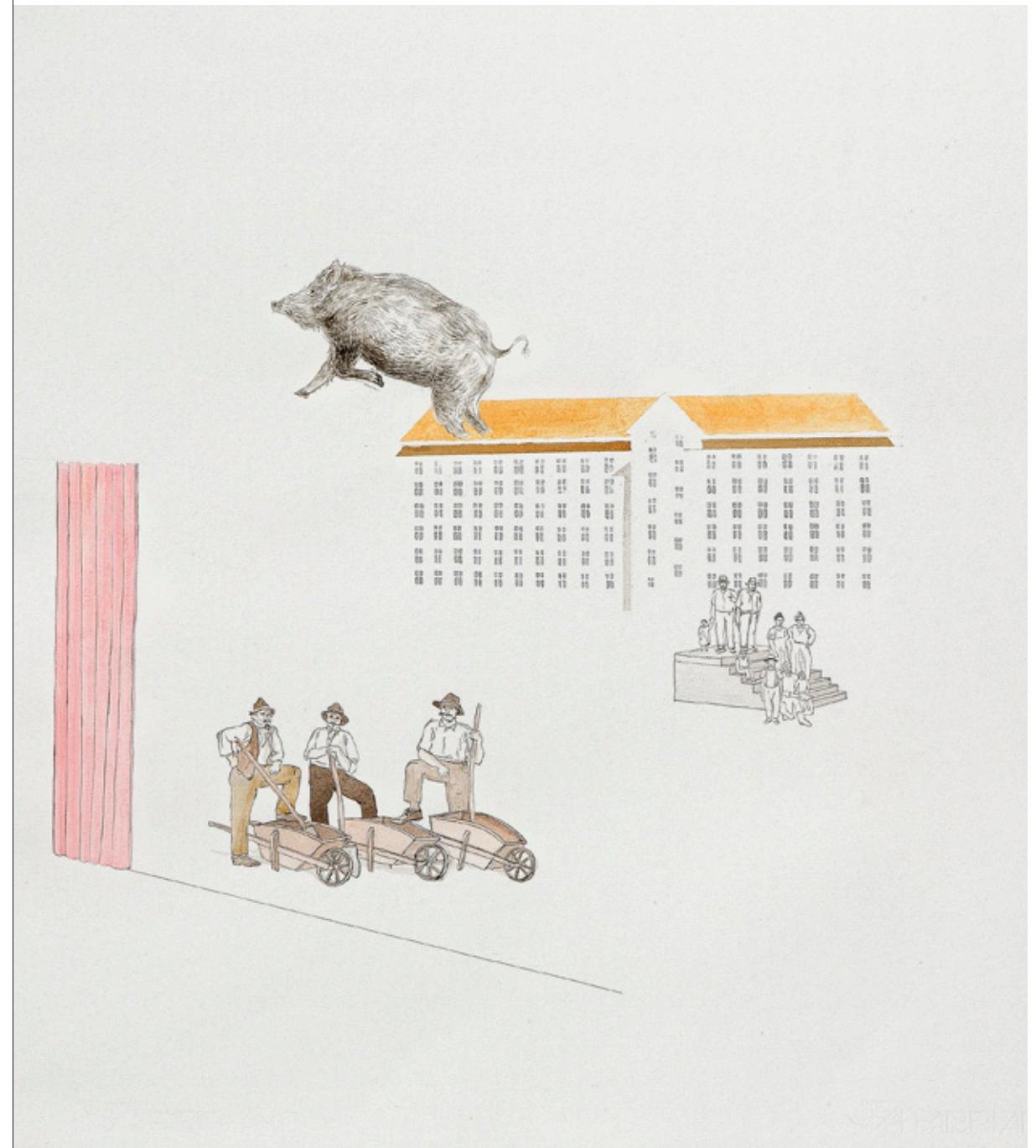


In Hirschau tat eine Stickerin alles lieber als ihre Arbeit und schwätzte die ganze Woche tagaus, tagein. Erst am Samstag nachts, wenn man Feierabend machen soll, dann stickte sie. Trotzdem brachte sie immer mehr zuwege als die Fleißigste der ändern Stickerinnen. — Niemand konnte sich erklären, wie dies möglich sei, bis die Leute sahen, wie eine fremde schwarze Katze gar oft den Weg zur Behausung dieses Mädchens nahm.



Hexenhilfe

Grad in der Erste, wo die Bürser Fabrik geloffen
ist, haben die Herren dort einen welschen
Nachbarn gehabt, ein unends Bammele mit einem
großmächtigen Schnauz. Es ist ein alter, kuraschierter
Soldat gewesen und ein paar Glaren hat er gemacht,
wie der Angstlig unter den Frommen. Der Welsch
hat ein paarmal zumitten in der Nacht dort in der
Bürser Fabrik ein unheimliches Schwein gesehen. Es
sei ein großes, strubelhaariges Schwein gewesen
und es sei wie ein Wetterlach durch die Stiegen
auf- und abgeroffelt. Wie ich sage, der Welsch hat
ganze Stuben geräumt, aber das ist ihm gleichwohl
zu stark geworden, wie den Katzen die Geißmilch.



Der welsche Nachbar

In Bizau lebte einmal ein Mann, der Arbeit Arbeit sein ließ, und doch war sie immer zur rechten Zeit getan. Im Herbst war das Brennholz für ihn gefällt und zum Führen zersägt, wenn er auch keinen Finger gerührt hatte. Als sich die Leute darob wie billig verwunderten, fragte er sie, ob sie denn die kleinen Männlein nicht sähen, die eben den Berg herunterführen. Sie sahen nichts, aber am ändern Morgen war das Holz gespalten und aufgeschlichtet vor seinem Hause. — Einmal auch, als es stürmte und schneite und er Gäste hatte, fragte er sie, ob sie nicht frische Kirschen essen möchten. Als sie seine Rede für Spaß nahmen und lachten, nahm er einen Teller, öffnete das Fenster und zog ihn zum Entsetzen aller wohlgefüllt mit schwarzen Kirschen wieder herein. Dieser Bizauer hatte nämlich in jungen Jahren mit dem Teufel eine Wette eingegangen, dabei ihn aber überlistet und dienstbar gemacht. Der Teufel gab dem Manne ein beschriebenes Blatt, das er von rückwärts lesen sollte, er durfte aber auch dem Bösen eine Aufgabe stellen. Wer von den beiden zuerst mit der Arbeit fertig wäre, hätte den ändern in seiner Gewalt. Nun hatte der Bizauer dem Teufel aufgegeben, einen Sack voll Wicken, den er in der Tenne ausgestreut hatte, sauber bis auf das letzte Härrchen einzusammeln. Er hatte aber einige Klümpchen Wicken in Weihwasser getaucht, diese konnte der Schwarze nun nicht anrühren und wurde so mit dem Zusammenlesen nicht fertig. Er hatte die Wette verloren und mußte dem Manne in allem seinen Willen erfüllen.



Den Teufel überlistet

Unter der Straße bei der Kreuzgaß haben einmal eine alte Mutter und ihr Meiggi gehauset. Es sind recht arme Leute gewesen. Jetzt ist halt einmal die Mutter gestorben und das Meiggi ist allein gewesen und hat niemand Eigenes mehr gehabt. Da sagt der Pfarrer zum Vorsteher: „Wir sollten doch auch geln luegen, was denn auch das Meiggi macht, ich mein, es hat nichts zu essen“ — und sind auch wirklich gegangen. Wie sie aber das Meiggi so um eins und anders gefragt haben und ob es nicht müsse Hunger leiden, so hat es gesagt: „Na, es geht mir nicht so bös, zu essen und trinken habe ich einmal, ich hob ja Käs und Schmalz genug. Was die Mutter können hat, kann ich auch.“ — „Ja, was hat denn die Mutter können?“ — „Wenn sie hat melken wollen, hat sie nur ein Fazaneldi genommen, ans Ofenstänglein gehängt und dran gemolken, und das kann ich auch.“ — „So milk es einmal!“ — Das Meiggi fängt auch richtig an melken, da sagt es aber auf einmal: „Jetzt muß ich aufhören, sonst ist die Kuh hin.“ — „Milk nur weiter!“ sagt der Vorsteher, und das Meiggi milkt, aber im Witsch ist Blut gekommen und das Meiggi hat gesagt: „Jetzt ist die Kuh hin.“ — „Wo ist denn die Kuh und wem gehört sie?“ Auf das sagt das Meiggi: „Die Kuh hat armen Leuten in der Schweiz dort gehört“ — und es sagt noch, wie der Ort heißt und hat auch die Leute genamset. Der Pfarrer und der Vorsteher haben dann das Meiggi zuhanden genommen und versorgt, und der Vorsteher ist in die Schweiz, hat auch den Ort gefunden und richtig die Leute erfragt und hat ihnen wieder eine Kuh gekauft, aber nicht gesagt, warum.



Käs und Schmalz genug

Früher hat man am Tannberg öfters versucht, durch unausgesetztes Beten große Reichtümer zu erlangen. Vor etwa fünfzig Jahren war ein Mann in der Gemeinde Lech, der durch Beten reich zu werden hoffte. Es seien ihm verschiedene Geister erschienen, sagte er, die er erlösen müsse. Während des Betens klingelte er mit einem Lorettaschellelein und die Geister sollen ihm dann geantwortet haben. Er besprengte sich und seine Kammer auch häufig mit Weihwasser. Dieser Mann, Christian Jochum, übersiedelte in den Fünfzigerjahren nach Schröcken, und bald kamen mehrere Frauen und Männer häufig in sein Haus zu gemeinschaftlichem Gebet. Das einmal war jemand dabei, der nicht fest glaubte, und da war das Beten umsonst. Das anderermal vereitelte wieder ein unwürdiges Mitglied den Erfolg. Man hätte eben durch dieses Beten eine steinreiche Engländer-Familie erlösen müssen, dann hätte man deren Vermögen bekommen. — Man machte gemeinschaftlich das Gelübde, auf dem Bügel ein Kloster bauen zu lassen. Eine Frau gelobte zudem, acht Tage lang eine Tanzmusik frei zu halten, falls das Geld käme. Während des Betens hörten die Teilnehmer häufig vom nahen Bügel her das Glockengeläute des zukünftigen Klosters. Einmal sahen sie auch, wie fremde Leute eine großmächtige Kiste voll Geld an dem Hause vorbeizogen, in dem sie beteten. — Auch in ändern Häusern wurde gebetet, mit dem gleichen Erfolg. Später betete Christian J. allein. Einmal hatte er zwei Tage und Nächte unausgesetzt gebetet, da erschienen an den Wänden seines verschlossenen Zimmers viele Zahlen und Worte. Er war aber nicht imstande, die Worte und Zahlen aufzuschreiben, denn sie verschwanden alsbald. Daraus erkannte der Mann, daß er noch zu wenig gebetet hatte,



Um Geld beten

Die Walser in Damüls

Das Goldene Zeitalter

Um das 13. und 14. Jahrhundert kam es aufgrund von Ressourcenknappheit im schweizerischen Wallis zu großen Auswanderungswellen. Die Walser hatten sich Techniken angeeignet, die eine Bewirtschaftung von hoch gelegenen Regionen der Alpen ermöglichten. Unter der Bedingung der Erschließung noch ungenutzter Regionen erlangten sie oft spezielle Kolonistenrechte und konnten so teilweise der feudalen Leibeigenschaft entgehen. Damüls und die Alpe Uga sind neben Laterns die ersten Gebiete im Bereich des heutigen Vorarlbergs, die einer Gruppe von Walsern im Jahre 1313 von den Grafen Montfort-Feldkirch zur Besiedlung und Bewirtschaftung übergeben wurde.¹

Schwabenkinder

Das kluge Hirtenbüblein

Seit dem Mittalalter gab es intensive Beziehungen zwischen dem nördlichen Alpenraum und Oberschwaben. Ab dem 17. Jahrhundert wurden vorwiegend Kinder nach Oberschwaben geschickt, während die Eltern in der Heimat blieben. Diese Migrationsbewegung milderte die existentielle Bedrohung in den Alpentälern und sorgte für billige unqualifizierte Arbeitskräfte in oberschwäbischen Agrarregionen.²

Franzosengänger

Der Fremdling aus Au

In der kleinteilig organisierten Struktur mit kargen Böden konnten die meisten Vorarlberger Bauernfamilien ohne Nebenverdienst nicht ernährt werden. Vom 17. bis zum 19. Jahrhundert zogen vor allem Bregenzerwälder und Montafoner Männer über den Sommer nach Frankreich, Deutschland und in die Schweiz um als Handwerker im Baugewerbe zu arbeiten. Während dieser Zeit wurden die Höfe von den Frauen und Kindern bewirtschaftet.³

Stickern

Hexenhilfe

Schon im Mittelalter war das Bodenseegebiet in den Zentren Ravensburg und Sankt Gallen führend in der Leinenerzeugung. Der dazu benötigte Garn wurde in Heimarbeit, unter anderem im Bregenzerwald gesponnen. Im 19. Jahrhundert wurde die Produktion auf Stickerei umgestellt, Sankt Gallen hatte sich zum weltweit bekannten Zentrum für Stickereien entwickelt. Wurden die Stickereien erst fast ausschließlich von Frauen in Handarbeit produziert, so kam es ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Vorarlberg zur Einführung der ersten Stickmaschinen. In den Heimbetrieben übernahmen nun die Männer die Führung an den Maschinen, Frauen und Kinder leisteten Hilfsarbeit. Diese Heimbetriebe waren die Grundlage für die Industrialisierung Vorarlbergs.⁴

Die Welschen

Der Welsche Nachbar

Im Zuge der zweiten Industrialisierungsphase Vorarlbergs zwischen 1870 bis 1914 vollzog sich eine Arbeitsmigrationswelle aus dem italienischsprachigen Trentin, damals ein Gebiet der Habsburgermonarchie, nach Vorarlberg. Die abfällig als „Welsche“ bezeichneten Italiener arbeiteten größtenteils in der Textilindustrie, wo sie zeitweise die Hälfte der Arbeiter ausmachten, sowie im Baugewerbe.⁵

Die „Welschen“ wurden in Vorarlberg häufig angefeindet, da Unternehmer mit ihnen die Löhne drücken konnten. In dieser Zeit entstanden zahlreiche „Italienerlieder“, in denen man sich über Armut und Sittenlosigkeit der Einwanderer lustig machte. Viele dieser Lieder verfasste der Dornbirner Humorist Toni Rüf, der sie mit seinem Trio „Fratelli Boretta“ als Italiener mit Schubkarre und Schaufel verkleidet bei Vereinsfesten aufführte.⁶

¹ Längle, Otmar: Die Walser in Churrätien. Dornbirn 1992. S 32.
² Fritz, Eberhard: Migrationsbewegungen aus den Alpen nach Oberschwaben im 17. Und 18. Jahrhundert. In: Zimmerman, Stefan und Christine Brugger(Hg.): Die Schwabenkinder. Arbeit in der Fremde vom 17. Bis ins 20. Jahrhundert. Ulm 2012. S 24.

³ Kasper, Michael: Vorarlberg und Tirol. In: Zimmerman, Stefan und Christine Brugger(Hg.): Die Schwabenkinder. Arbeit in der Fremde vom 17. Bis ins 20. Jahrhundert. Ulm 2012. S 37.
⁴ Scheuch, Manfred: Geschichte der Arbeiterschaft Vorarlbergs bis 1918. Wien 1961. S 9.

⁵ Sutterlütti, Robert: Italiener in Vorarlberg 1870-1914. Materielle Not und sozialer Widerstand. Bregenz 1984. S 133.

⁶ Johler, Reinhard. Mir parlen Italiano und sprengen Dütsch piano. Italienische Arbeiter in Vorarlberg 1870-1914. Feldkirch 1987. S 87

Quellenangaben zur Einleitung „Schaffa“

- ¹ Eckerstorfer, Paul u. a.: Vermögen in Österreich. Bericht zum Forschungsprojekt „Reichtum im Wandel“. Juli 2013. Url: http://media.arbeiterkammer.at/PDF/Vermoegen_in_Oesterreich.pdf (Zugriff: September 2015)
- ² Scheuch, Manfred: Geschichte der Arbeiterschaft Vorarlbergs bis 1918. Wien 1961. S 13
- ³ Greussing, Kurt: Einleitung. Arbeiterbewegung in Vorarlberg: Traditionen, Brüche, Neuanfänge. In: Greussing, Kurt (Hg.): Im Prinzip: Hoffnung. Arbeiterbewegung in Vorarlberg 1870 bis 1946. Bregenz 1984. S 32
- ⁴ Ottenbacher, Albert: Kommentar. Url: <http://montafonergeschichte.blogspot.de/2009/01/richard-beitl-1900-1982.html> (Zugriff: September 2015)
- ⁵ Beitl, Richard: Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg. Feldkirch 1953. S 64f
- ⁶ Rieken, Bernd und Michael Simon: Volkskunde, Psychologie und Nationalsozialismus. In: Beitl, Richard: Untersuchungen zur Mythologie des Kindes. Münster, New York, München, Berlin 2007. XXXV.
- ⁷ Ebd. XXVI.

Das Goldene Zeitalter

Die Sagen Vorarlbergs.
Mit Beiträgen aus Liechtenstein,
Franz Josef Vonbun, Nr. 46, S. 73

Stasi zieht

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 557, S. 296

Im Gafrescha

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 473, S. 262

Das wild Männle

Die Sagen Vorarlbergs.
Mit Beiträgen aus Liechtenstein,
Franz Josef Vonbun, Nr. 153, S. 128

Das kluge Hirtenbüblein

Sagen aus Vorarlberg, Leander Petzoldt,
München 1994, S. 241f

Der Fremdling aus Au

Die Sagen Vorarlbergs.
Mit Beiträgen aus Liechtenstein,
Franz Josef Vonbun, Nr. 27, S. 65

Der Goldsknopf

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 520, S. 280f

Hexenhilfe

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 91, S. 70

Der Welsche Nachbar

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 309, S. 177

Den Teufel überlistet

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 84, S. 66

Käs und Schmalz genug

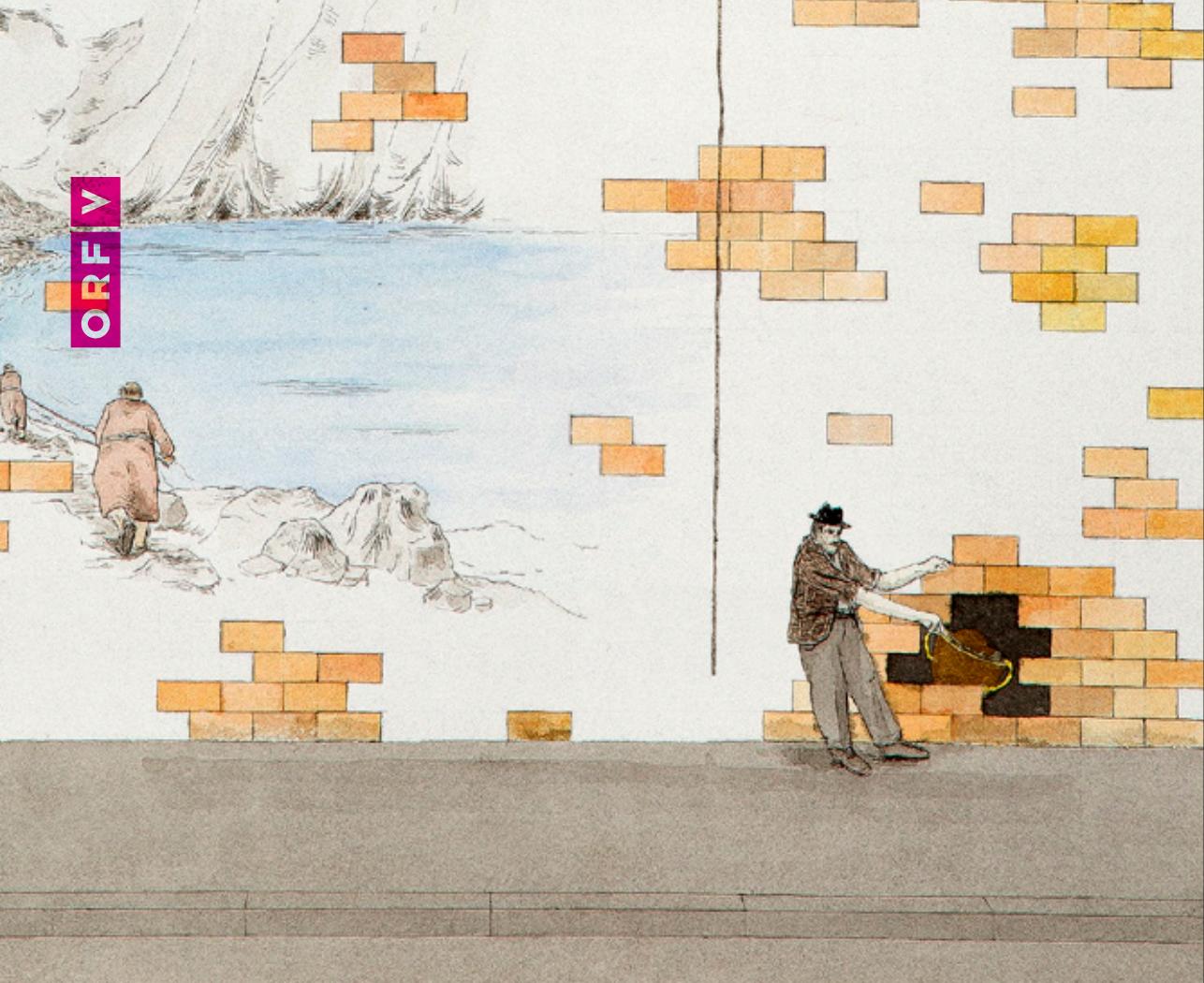
Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 538, S. 288

Um Geld beten

Im Sagenwald, Neue Sagen aus Vorarlberg,
Richard Beitl, 1953, Nr. 450, S. 250f

Simon Vith

geboren 1986 in Feldkirch, studierte Bildende Kunst, Geschichte und Kunstpädagogik in Wien. Er lebt und arbeitet dort als bildender Künstler, Illustrator, Musiker und Lehrer.



schaffa!